

Donne che scrivono
 Netzwerk schreibender Frauen
 Réseau de femmes écrivaines
 Postfach 2187, 5430 Wettingen 2

BULLETIN

Das Netzwerk schreibender Frauen in seiner ganzen Vielfalt

Frauen brauchen einen langen Atem

Obwohl ständig betont wird, dass Frauen doch heute keine Probleme hätten, ein Buch zu veröffentlichen, ja dass sie sogar die grösseren Chancen hätten als Männer, zeigt ein Blick in die Zeitungsfeuilletons: Besprechungen von Büchern von Frauen nehmen wesentlich weniger Platz ein als solche von Männern. Und sie stehen kaum an prominenter Stelle. Isolde Schaad erinnert in ihrem Brief ans Netzwerk daran, dass an Frauen nicht gedacht werde, wenn von der Schweizer Literatur die Rede sei, und sie erinnert auch daran, dass dies nicht einfach Zufall sei, sondern Absicht, «und das ist dann blanke Diskriminierung».

Ein Blick hinter die Kulissen der Literarischen Kommissionen, die Werkbeiträge und Preise an Autorinnen und Autoren verteilen, deckt die gleichen Realitäten auf. In einem Verhältnis von zwei zu eins erhalten Männer und Frauen Gelder zugesprochen. Diese Quote wird bestätigt, wenn etwa die Beteiligung von Autorinnen und Autoren bei den Solothurner Literaturtagen oder bei den Holozän-Lesungen ausgezählt wird. Wie eine Holozän-Autorin ihren Auftritt erlebt hat, schildert Bettina Spoerri. Bei dieser Veranstaltung wird aber noch etwas anderes deutlich: An den Diskussionen zu den Texten beteiligen sich kaum Frauen, und wenn sie sich zu Wort melden, fallen ihre Voten wesentlich kürzer aus.

Dabei hätten Frauen einiges zu sagen. Zum Beispiel in diesem Bulletin. Das Netzwerk schreibender Frauen nimmt die Gelegenheit wahr und legt anlässlich des 5. Schweizerischen Frauenkongresses, der vom 19.-21. Januar 1996 in Bern stattfindet, ein Bulletin vor, in dem sich Netzwerk-Frauen und Gastautorinnen zu ihrem Schreiben, zur Situation als schreibende Frauen und zur Literatur äussern, wie dies im Netzwerk seit Februar 1990 getan wird. Maja Wicki weist auf die schwierige Situation der allein schreibenden Frau hin, die in ihrer Isolation auch die Sprache verlieren könnte. Hier bietet das Netzwerk Möglichkeiten, mit den eigenen Texten zu andern Frauen zu gehen, das Schreiben zum Thema zu machen, ein Schreiben, das vielleicht auch Schweigen enthält, wie es Elisabeth Wandeler-Deck wünscht.

Doch Schweigen wird dort zum Problem, wo es verordnet ist. Darum ist es so wichtig, dass sich Frauen einmischen, schreiben, nicht aufgeben, auch wenn die Erfolge nicht unbedingt direkt sichtbar sind. Es braucht einen langen Atem. Isabel Morf weist in ihren Recherchen nach, dass Frauen als Journalistinnen nur allzu schnell auf Nebengeleise abgeschoben werden und damit auch nicht mehr ernst genommen werden müssen. Doch mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit machen Frauen weiter. Un-

terstützung finden Frauen auch, wenn sie sich mit den Texten anderer auseinandersetzen. Madeleine Marti erzählt von ihren Kursen über Literatur. Denn in Büchern lesen heisst immer auch im eigenen Leben lesen.

Selbstverständlich haben sich neben den schreibenden Frauen auch Frauen aus anderen Bereichen zusammengeschlossen. In Bern gibt es das Frauen-Kunstforum, in dem zwar in erster Linie Ausstellungen zu sehen sind, das aber mit seiner Bibliothek und seinem Café ein eigentlicher Treffpunkt für Autorinnen, bildende Künstlerinnen, Musikerinnen, Malerinnen etc. geworden ist. Ester Adeyemi stellt das Frauen-Kunstforum vor und rührt einen wunden Punkt an, nämlich die Finanzen. Gleichzeitig plädiert sie für die spartenübergreifende Zusammenarbeit der kulturschaffenden Frauen.

Schriftstellerinnen sollten sich jedoch nicht nur mit anderen Künstlerinnen zusamm tun, ebenso wichtig sind Kontakte zu Politikerinnen. Die SP-Nationalrätin Barbara Haering Binder ruft auf zur Einmischung in die politische Diskussion überhaupt ohne Beschränkung auf kulturpolitische Fragen.

Das Netzwerk schreibender Frauen gibt es seit 1990. Schlagzeilen macht es kaum, was manche bedauern mögen. Vieles läuft im Hintergrund. Die Fäden laufen zusammen – und das ist entscheidend – im Sekretariat bei Maria Iori, ohne deren Schattenarbeit auch dieses Bulletin nie zustande gekommen wäre. Was die Netzwerk-Frauen verbindet, ist die Sprache, mit der sie sich ausdrücken, ist das Schreiben, das ihnen so wichtig ist, dass sie es nicht lassen können.

Über die Bedeutung unseres Netzwerks: Rückblick und Bestandesaufnahme

Alleinsein und Nichtalleinsein – mehr Zustände als diese zwei gibt es nicht



Maja Wicki, 1940, Dr. phil., Publizistin und Dozentin, Zürich.
Buchveröffentlichungen:
1983: Simone Weil. Eine Logik des Absurden.
1991: Wenn Frauen wollen, kommt alles ins Rollen.

Mitte der achtziger Jahre schrieb ich einen Text, der vom Alleinsein und Nichtalleinsein handelte. Er erschien in der Wochenbeilage einer Tageszeitung und ging wieder vergessen. Ich habe kein Exemplar mehr davon. Ich hielt dort fest, dass die zwei Zustände unablässig miteinander verbunden sind, dass jeder die schmerzliche Begleit- und Kehrseite des anderen ist. Ich weiss noch, dass mir beim Schreiben gewahr wurde, wie früh und unausweichlich ich in Sprache und Sprachen eingepackt und eingebunden worden war, in ganze Hüllen und Schichten von Wörtern, dass ich gar nie wirklich allein, nie sprachfrei, sondern immer umsprochen, besprochen, fremdbestimmt gewesen war – und daher wohl so lange keine Sprache für mich finden konnte. Eine Wehrlosigkeit war die Folge, die ich während meiner ganzen Jugend mit Auflehnung wettmachte. Als ich dann erwachsen war und eine Schar kleiner Kinder zu betreuen hatte, wiederholte sich alles: ich lehrte die Kinder Wörter und Bedeutungen, Sätze, Verse und Lieder, sie vermissten vielleicht die vorsprachliche, noch sprachfreie Welt, ich kann es nur ahnen, und ich vermisste als Schreibende das Alleinsein – und fühlte mich aber zugleich alleingelassen mit allen Aufgaben, die auf mir lasteten. Selbst die Träume wurden Lasten, liess doch die bleierne Müdigkeit der Nachtstunden keine Sprache zu. Die Texte wurden von ihr weggedrückt und weggeschluckt, schien mir; und was selten trotzdem Gestalt annahm, blieb Fragment.

Alleinsein und Nichtalleinsein blieben ambivalent, auch als die Kinder gross und ausgeflogen waren und als ich das Schreiben zu meinem Beruf machte. Über die sich spröde verweigernde Sprache, über die sich mir entziehende Sprache, über die Sprache als Wille und Vorstellung, über die Sprache als Entweder-Oder, über die Sprache als eigenständiges Subjekt in der Doppeltheit meiner sprachbestimmten eigenen Unvollkommenheit – über so vieles liess sich nicht sprechen, mit niemandem liessen sich diese Mangel- und Entzugserfahrungen besprechen. Auch war mir unklar, was mit den – gegen alle Widerstände entstandenen – Sprachstoffen, mit den – je nach Jahreszeit, je nach Tag- und Nacht-

Alleinsein und Nichtalleinsein sind in der Unvollkommenheit der zwei Zustände ein ständiger Stachel, die Bedingungen schöpferischer Arbeit zu verbessern

zeit, je nach Herzensleichtigkeit oder Weltenschwere – feinen und schweren Stoffen zu geschehen hatte, wenn die Tageszeitung, für die ich damals hauptsächlich arbeitete, dafür weder Platz noch Interesse hatte. Es ging mir nicht anders als den Frauen, die vor mir, manchmal Jahrhunderte vor mir, geschrieben hatten. Die Klagen der Rahel Varnhagen etwa konnte ich zitieren wie meine eigenen.

Die Frauen, die Ende der achtziger Jahre beschlossen, sich im Netzwerk schreibender Frauen zusammenzutun,

wünschten, einen kleinen Teil ihres Alleinseins zu sprengen. Es waren nicht viele, sie hatten Platz an einem Tisch. Zu den ersten zählten Ursula Eggli, Erica Brühlmann-Jecklin, Salomé Kestenholz, Romie Lie, Esther Spinner. Ich gehörte bald auch zu ihnen, und mit mir weitere Schriftstellerinnen und Journalistinnen, so Elisabeth Wandeler-Deck und Hedi Wyss. Kristin T. Schnider, die damals das Sekretariat leitete, hatte mich eingeladen. Was uns damals beflügelte, waren Fragen, auf die wir mit unserem Zusammenschluss antworteten: Wer sollte zu uns schreibenden Frauen stehen, wenn nicht wir selbst? Wann, wenn nicht jetzt? Wie, wenn nicht durch gegenseitige Ermutigung, durch gegenseitiges Lesen, durch gegenseitigen Rat? So begannen wir, ein 'Bulletin' für die Mitgliederfrauen herzustellen, das während Jahren vor allem Helen Stotzer und Liliane Studer betreuten und ausbauten. Wir führten Schreibwerkstätten durch oder Tagungen wie jene vom 14. November 1992 im Frauenzentrum Zürich, wo sich etwa sechzig Frauen einfanden und in vier Workshops an Lyrik, Dramatik, Literaturkritik und an der Analyse von Gewalt in Texten von Frauen arbeiteten.

Im Lauf der Zeit wurde uns immer deutlicher bewusst, dass die wachsende

Anzahl von Frauen, die mit dem Beitritt zum Netzwerk sich eines Teils ihres privaten Alleinseins entledigten, wünschte, «mehr in Gegenwart der Wirklichkeit zu leben», wie Virginia Woolf in einem ihrer Texte festgehalten hatte. Gerade mit dem Beitritt zum Netzwerk konnten sie eine kulturpolitische Aufgabe erfüllen: nicht nur für sich kämpfen, nicht nur, um «ein Zimmer für sich allein» zu haben, nicht nur um die eigene Sprache und um die eigenen Texte kämpfen, sondern zugleich für etwas Gemeinsames, für einen gemeinsamen

Kulturraum, der das Leben für alle erträglicher machen würde. Und so setzte sich das Netzwerk im Vorfeld der Abstimmung zum Kulturförderungsartikel am 1. Juni 1994 in Zürich und in Bern mit öffentlichen Lesungen einzelner Mitgliederfrauen für die Annahme des Artikels ein, ebenso wie es drei Monate später, am 7. September 1994, in Zürich, Basel und St. Gallen mit Lesungen und Musik ein eindrückliches Manifest gegen Fremdenhass präsentierte, um der Abstimmung zum Antirassismus-

gesetz ein frauen- und kulturspezifisches Gewicht zu verleihen. Wir hielten damals in Zürich fest, dass die schreibenden Frauen mit ihrem Netzwerk ein Modell gelebten Lebens vorstellen wollten, in welchem Fremdenfeindlichkeit und Rassismus keinen Platz haben, wohl aber gegenseitige Aufmerksamkeit, vielleicht sogar Förderung und Freundschaft.

Heute ist es nicht anders. Alleinsein und Nichtalleinsein sind in der Unvollkommenheit der zwei Zustände ein stän-

diger Stachel, die Bedingungen schöpferischer Arbeit zu verbessern – sowohl für die einzelne Schreibende wie für alle Mitgliederfrauen. Das Netzwerk, das sich 1995 ein neues Leitbild, ein neues Sekretariat und einen neuen Vorstand gegeben hat, bezeugt gerade damit seinen Willen, gegen den resignativen kulturpolitischen Trend das ursprüngliche Motiv der gegenseitigen Förderung und Ermutigung der schreibenden Frauen ernst zu nehmen.

Maja Wicki

Brief von Isolde Schaad ans Netzwerk schreibender Frauen



Isolde Schaad, 1944, freischaffende Autorin, Zürich.

Buchveröffentlichungen:

1980: Wiesie ein Kunstmaler in der Provinz einrichtet.

1984: Knowhow am Kilimandscharo.

1986: Die Zürcher Constipation.

1989: Küsschen Tschüss.

1994: Body & Sofa.

Theaterstück 1994: Auroras Nachlass.

In dieser Meldung wird auf das Jandl-Jubiläum gepostet, die Mitjubilantin Friederike Mayröcker, die manche Kenner für die bedeutendere Dichterin halten, kommt nur einmal als Name vor. Im weiteren sind ausschließlich die männlichen Autoren des gepriesenen 'DU'-Heftes der Erwähnung wert. Doch wurden gerade die Aufsätze von Barbara Basting, Helga Leiprecht, Gerda Marko und Isolde Schaad, (der Schreibenden) bedeutend plaziert. Hat die Absicht hier Methode? Sind die Gründe, weshalb altgediente Kritiker und Publizisten die Arbeit von Kolleginnen nicht zur Kenntnis nehmen, allzu offensichtlich? Festzustellen ist: die Urteilsmacht – mit Betonung auf Macht – liegt in unseren Gazetten fest und unverbrüchlich in Männerhand – Frauen kommen manchmal vor, Frauen dürfen.

Auf Diskriminierung im Literaturbetrieb müsste ein Netzwerk schreibender Frauen reagieren. Diskriminierung zeigt sich vor allem in der Form der Missachtung oder Ignoranz von dem, was Frauen zu sagen und zu schreiben haben. Nur eine tote Autorin ist – vielleicht, eventuell – eine gute Autorin.

Sollten wir nicht laut und luise schreiben, wir sind schon da, und zwar schon lange? Wäre die geringste unserer Forderungen, elf Jahre nach dem Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung, nicht die Forderung, überhaupt vorzukommen? Das ist in den zunehmenden Jahren der Herren nicht garantiert.

Zürich, 29. Mai 1995 Isolde Schaad

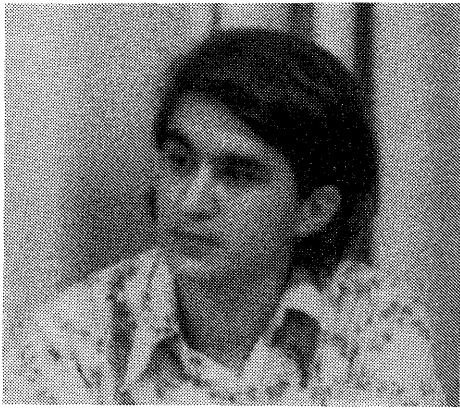
Liebe Kolleginnen

Als Frischling älteren Datums möchte ich meinen Einstand mit einer Aufforderung 'feiern'. Wollen, sollen wir nicht ein Dossier zur sogenannten Rezeption, und das ist, wie figura zeigt, zu oft noch Diskriminierung, zu unserer Arbeit erstellen, vielleicht sogar mit einem Index für sexistische Kritik?

Auch ich neige anlässlich des vorzüglich geleiteten und anregenden Podiums zum Thema 'Schriftstellerinnen in der Schweiz', an dem Ilma Rakusa, Nicole Müller und Elsbeth Pulver mit Doris Stump zum Thema diskutierten (9. Mai 1995, Stadthaus Zürich) zu Ilmas Haltung, Schriftstellerinnen seien allmählich gleichermassen vertreten; doch Elsbeth Pulver sprach dann von der Dürftigkeit, in welcher Autorinnen auf seriösen literarischen Bestenlisten erscheinen.

Es gibt jetzt wieder allen Grund, Sexismus im Literaturbetrieb zu monieren. Der zeigt sich vor allem in der Unterschlagung, Missachtung oder Ignoranz von CH-Autorinnen in der sogenannten Rezeption. Ein Beispiel: Da lässt das unter Laure Wyss zu Format und Renommée gekommene 'Magazin' im Jahre des Herrn 95 einen Reich-Ranicki seitenlang über Schweizer Literatur palavern, ohne nur eine einzige Schriftstellerin zu erwähnen. Der Interviewer hat offenbar auch noch nichts von Schweizer Autorinnen gehört. Ist dieser Fall von hochgradiger Unbewusstheit Absicht oder Zufall? Wenn uns gleich darauf eine bestätigende Mitteilung im 'Weltwoche Supplement' unters Auge kommt, erweist sich der Zufall als Absicht, und das ist dann blanke Diskriminierung.

«Du schreibst. Du suchst ZuhörerInnen...»



Bettina Spoerri, 1968, lic. phil., Redaktorin, Zürich.
Arbeiten Dissertation.

Am 1. November 1995 habe ich im Rahmen des vom Schreibseminar bei Muschg initiierten 'Holozän II (Literatur am Poly)' (ETH Zürich) eine meiner Kurzgeschichten vorgelesen. «Was hat es für Dich (als Frau) bedeutet, mit einem Deiner Texte zum ersten Mal an die Öffentlichkeit zu treten?» Diese Frage von Maria Iori versuche ich hier zu beantworten.

«Du schreibst. Du suchst ZuhörerInnen. Du hast noch kein Buch veröffentlicht. Du willst mit Deinen Texten ans Licht der Öffentlichkeit. – Wir suchen Dich. (...)» – so las ich im letzten Sommer auf einem an der Universität Zürich aufliegenden Blatt. Es war die Ausschreibung für den zweiten Holozän-Wettbewerb. Etwas erschreckend und verlockend die Vorstellung, nach jahrelangem In-die-Schublade-schreiben und Nur-Nahestehende-lesen-lassen einmal mehr als nur jeweils zwei, vier oder ausnahmsweise sechs Augenpaaren einen Text zuzumuten – zu sagen: Jetzt wage ich es und gestehe meinen Texten diese Möglichkeit zu. Der Entschluss, nach langer Auswahlphase, eine meiner kurzen Erzählungen einzusenden, bedeutete erstens, eine Frechheit zu begehen, indem ich dieser Arbeit, die kein Mensch von mir verlangt – einer in Verborgenheit und mit Drang, Lust, Mühe, Spielfreude und einer Art lustvoller Nüchternheit erfüllten Auseinandersetzung mit Sprache – einen so wichtigen Stellenwert einräumte; es bedeutete, dass ich mein Schreiben ernst nahm und beschloss, einen, meinen Text aus dem geschützten Rahmen in einen Raum zu tragen, wo er vielleicht eine weitere Dimension erlangen, sicherlich aber verletzlich nackt dastehen würde. Zweitens bedeutete dieser Schritt, die Erzählung dem Urteil einer Jury auszuliefern und zugleich zu wissen, dass eine Jury

lediglich eine Jury ist – eine Jury, die sich aus Menschen mit ihren Vorlieben und Abneigungen zusammensetzt.

Die Holozän-Jury (Katrin Eckert, Isolde Schaad, Heinz Schafroth, Niklaus Schefer-Meyer und Adolf Muschg), so erfuhr ich nach wochenlangem (verdrängtem) Warten, meinte, mein Text sei «bei ihr so gut angekommen, dass ...». Ich freute mich – trotzdem eine Jury eine Jury ist. Der positive Bescheid löste sogar eine intensive Schreibphase aus. Allerdings hatte ich beim Einsenden nicht so sehr an die konkreten Folgen gedacht, Ängste und Fragen wurden hervorgerufen: Was setzt Du Dich da aus?

Ist der Text wirklich so gut? Kann er standhalten? Wie wird die Veranstaltung sein? Wer wird da sein? Wie wird das Diskussionsklima sein? Unsicherheit befahl mich: Einmal fand ich den Text gut, dann wieder schlecht; nun störte es mich, dass es der eingesandte Text sein würde, den ich vorlesen sollte, obwohl er mir mittlerweile ferner war und ich lieber einen anderen gelesen hätte. Verunsichernd wirkte auch, dass mich erst drei Tage vor der Lesung eine der VeranstalterInnen anrief, um mir zu sagen, dass ich mich eine Viertelstunde früher einfinden sollte.

Als ich am 1. November in den Raum trat, sassen und standen da einige

Leute, die sich kannten, miteinander redeten, diskutierten. Ich fühlte mich unwohl: Vor dem Lesen, nach dem Lesen. Hier war ich in eine 'Literaturwelt' geraten, mit der ich nicht viel anfangen konnte. Eine Welt, wo man, so mein Eindruck, wusste, was 'gute Literatur' ist; wo eine Sprache der Kritik gepflegt wird mit gemessenen, gewählten, vorsichtigen und doch schonungslosen Worten. Ist dies nur mein Feindbild, und es ist und war gar nicht so schlimm? Äusserst empfindlich nämlich war ich da: wie wahrscheinlich die meisten AutorInnen, die zum ersten Mal öffentlich lesen. Sie müssen indes auf alles gefasst sein – zum Beispiel darauf, wie mir neben auch Erfreulichem geschah, dass ein Mann im Publikum die Meinung äussert, der vorgelesene Text sei ein überflüssiges Stück Literatur (und der sich nachher in einem Brief entschuldigt, auf gleich anmassende Weise) –, oder dass sich Literaturpäpste wohlwollend-streng-väterlich über den Text beugen. Die Frage, ist dies nun «eine Autorin, ein Autor der Zukunft», wurde an der Veranstaltung selbst nicht ausgesprochen, tat aber doch ihre Wirkung. Hatte sich doch Holozän das Ziel gesetzt, ein 'Forum neuer Literatur' zu werden. Diesen Anspruch kann es äussern wegen der Beteiligung Muschgs, die den Holozän-Lesungen Gewicht verleiht. Was die literarischen Neu- 'Entdeckungen' betrifft, ist er eine machtvolle Instanz. Doch ist dies nur ein Licht der Öffentlichkeit.

Ich denke, Lesungen – die ersten, aber auch noch die hundertste (sofern jemand so strapazierfähige Nerven und Stimmbänder besitzt) – zu halten oder zu hören, ist interessant, wenn sie weder einem Daumen-rauf-oder-runter-Verfahren noch der Selbstdarstellung der KritikerInnen dienen, sondern einem neuen Text erst einmal Raum und Zeit geben.

Reaktionen seitens der KritikerInnen – und damit wiederhole ich Binsen und Wahrheit – spiegeln immer deren eigene Schreiberfahrungen, ihr Expertentum, den Grad ihrer Literatur(theorie)kenntnisse und ihre persönliche Vorlieben wieder; es gibt keine objektiven Massstäbe oder Kriterien, mithilfe derer zu werten unverfänglich ist. Denn

sie geben nur einen je geschichtlich gewordenen Konsens wieder. Jegliche Einschätzung, die – explizit oder nicht – einer festen Vorstellung anhängt, was 'gute' Literatur ist, wirkt normierend. Wir lieben einen Text, wir lehnen ihn ab, mit rationalen und irrationalen Begründungen, es gibt so viele, ja unzählige Möglichkeiten zu schreiben – aufgrund wessen kann man hier Autorität sein wollen? Das Hervorheben, das Auf- und Abwiegen, die Schlaglichter und -schatten, das dramatische Entdecken, Verges-

sen und Wiederentdecken: Davon lebt der sogenannte, immer noch deutlich männerdominierte Literaturbetrieb – der tatsächlich existiert und sich feiert.

Aus diesen Gründen ist es sehr wichtig, dass wir Frauen uns einen eigenen Raum schaffen, in künstlerischer Hinsicht und in der Art und Weise, wie wir – nicht: an die Öffentlichkeit treten, sondern wie wir uns erst eine eigene Öffentlichkeit schaffen. Wieviel braucht es, bis wir wagen, diesen Anspruch zu erheben?

Dass wir uns vermehrt um Werkjahre, Stipendien, Unterstützungen, Freiräume bemühen und bewerben? Dass wir uns gemeinsam unterstützen, helfen, ermuntern? In einer kontinuierlichen Arbeit? Ein Schritt in diese Richtung sind die Lesungen, die das Netzwerk plant und organisiert. Alle schreibenden Frauen sind eingeladen, mit ihren Texten ans Licht dieser Öffentlichkeit zu gehen.

Bettina Spoerri

Die Suche nach der Frau und ihrer Stimme

Das Schweigen der Loreleien



Elisabeth Wandeler-Deck, 1939, dipl.
Architektin ETH, lic. phil., Psychotherapeutin,
Publizistin, Schriftstellerin, Zürich
Buchveröffentlichung:
1989: Merzbilder mit Verkehr.

Was predigt und was praktiziert Sprache, wenn sie weiblich sagen lässt, wenn behauptet werden kann, dies und jenes sei weiblich, nach dem Weiblichen fragen lässt, wenn sie ermöglicht, Die Frau zu schreiben, als Frau zu sprechen, was will die Frau (das Weib) zu fragen erlaubt. Es ist eines, wenn dies Predigen und Praktizieren so, in neutraler Form daher kommt, es ist ein anderes, wenn dabei das Autorsubjekt mitzudenken versucht wird. Es ist noch mal ein anderes, wenn ein Publikum hört und sieht, wer spricht.

Anlass zu meinen Überlegungen ist meine Irritation aus folgender Beobachtung: Frauen werden angefragt: für Vorträge. Sie werden angefragt: um einen Text. Frauen sagen ab. Sie schweigen. Sie arbeiten ja, an ihren Gedanken, an ihren Texten. Und schweigen. Öfter als notwendig?

Unter schreibenden Kolleginnen zum Beispiel oder in Auseinandersetzung mit Texten – literarische oder literaturtheoretische und philosophische – dachten wir immer wieder darüber nach, wie Weiblichkeit sich im Sprechen und Schreiben, im Fühlen somit auch, konsti-

tuieren. Wir taten dies oft, indem wir uns und einander die Frage stellten, was genau diese Frauen ändern Frauen zu sagen gehabt hätte, wenn sie gesprochen hätte, wenn sie geschrieben hätte, als Frau zum Beispiel, für sich, für Frauen. Für Frauen? Ob da das Problem war?

Als Frauen sprechen – steckt da nicht ein logisches Dilemma drin und wirkt sich aus in eine verwirrende Zerrissenheit beim Sprechen? Ich spreche. Ja. Und als Frau? Spreche ICH dann noch?

Frauen, wenn sie sich äussern, müssen dies als und für Frauen tun? Und was bewirkt das, nein, wie kommt das

zustande, dieses FÜR FRAUEN sprechen? Muss da nicht, zuerst, die, die sprechen könnte, zum Schweigen gebracht werden, gar tot gemacht sein müssen, bevor ich ihr, einer Frau: DER FRAU, Stimme – lebendige Stimme nämlich – geben kann? Und wer schreibt dann noch? Ist es noch immer die, welche sich ICH meint, als Autorin versteht, ihres Textes nämlich, Subjekt ihrer Rede sein will?

Indem der traditionelle Feminismus für die Frau spricht, gibt er eine Stimme. Diese Operation heisst als rhetorische *Prosopopöie* und kann als 'ein Gesicht geben' übersetzt werden. Dieses 'gegebene Gesicht' verstellt und macht sichtbar in einem an Analogie zu einem Screen oder durchscheinenden und als Projektionsfläche zugleich funktionierenden Schirm.

Noch einmal: Was heisst dieser Satz, der mir im obigen Absatz passiert ist – «Frauen, wenn sie sich äussern, müssen dies als und für Frauen tun?» Handelt es sich hier um eine weitere Norm, um ein moralisches und auf diese Weise zwingendes Muss? Ist es nicht so, dass dies ALS FRAU und das andere FÜR andere FRAUEN sprechen aus einer Not immer wieder entsteht, dass es mit Realitäten zu tun hat, die aus der Aufgliederung unseres Sprechens, Tuns, im Geschlechterverhältnis aufeinander Einwirkens kommt? Es ist das Muss aus einer Not und damit erfüllt von der Hoffnung auf eine Notwendigkeit, auf eine Wendigkeit der Not gegenüber, in die ein WEIBLICHES Subjekt gerät, wenn es im Wissen um die Bedingungen